

Das Recht zu leben

Autor(en): **Wolff, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 13

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638079>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ich setzte mich in das Besuchszimmer mit den steifen, roten Plüschmöbeln und grübelte nach über einen Ausweg. Ich hatte mich in eine Zimmerecke gesetzt und ließ meine Blicke in dem Zimmer von einem Gegenstand zum andern schweifen. Irgendwie, so vermeinte ich förmlich zu spüren, mußte sich die verlorene Brosche in diesem Raum finden lassen. War die Brosche gefunden, so schwanden automatisch auch alle übrigen Verdächtigungen dahin. Trotzdem man die Brosche in allen Ecken und Winkeln des Besuchszimmers vergeblich gesucht, wollte in mir die Hoffnung nach einem endgültigen Erfolg nicht schwinden. Sorgfältig tastete ich noch einmal alle Polster ab; konnte es nicht doch sein, daß sie sich dort versteckt hatte? In dieser Hinsicht hatte man schon ungeahnte und unglaubliche Ueberraschungen erlebt.

Da blieb mein Blick zufällig, wie gebannt an einem Rauchtischchen haften, das mit seinen größeren und kleineren verschlossenen und unverschlossenen Schalen und Behältern am Fenster stand. Ich erhob mich und wie in einer Eingebung öffnete ich die Deckel von den verschiedenen hohen Schalen und Behältern. Eine flache Schale mit verschiebbarem Deckel war angefüllt mit lauter Stecknadeln. In diesem Zimmer wurde ja immer anprobiert. Ich hob die Nadeln empor; doch ohne Erfolg.

Nun öffnete ich den Deckel einer tieferen Schale. Sie war desgleichen mit Stecknadeln angefüllt bis zum Rand. Ich stocherte auch hier in den Nadeln. Plötzlich stutzte ich. Blinks da nicht etwas aus der Tiefe empor? Mein Atem stockte.

Wahrhaftig, unter den Stecknadeln, den großen und den kleinen, fand ich die Brosche. Dieses wundervolle Schmuckstück aus köstlicher, handgetriebener Goldarbeit mit Rubinen und Brillanten geziert. Ich rief die Vorsteherin. Große Aufregung. Ein Disputieren hin und her. Wie war die Brosche dahingekommen? Hatte man nicht auch vorher hier gesucht? Hatte jemand mit Absicht sie dort versteckt? Oder erst neuerdings hingelegt?

Wie dem auch sein mochte, noch zur gleichen Stunde wurde Theres in Freiheit gesetzt.

Sie heiratete ihren Schlosser. Sie gebar ihm drei kräftige Knaben und war ihm in allem eine gute, treue Gefährtin. Sie nahm ihre alte kranke Mutter zu sich, sie bewahrte sie vor den vielfältigen Sorgen eines einsamen, verlassenem Alters. Sie selber blieb eine aufrechte Person in der Mühsal ihres einfachen Lebens. Alljährlich aber, zur Neujahrszeit, berichtete sie mir von ihrem Ergehen und blieb mir in Treue verbunden bis zu ihrem Ende.

Bei dem Päckchen vergilbter Briefe befand sich auch ein schwarzgeränderter Umschlag. Der Mann von Theres zeigte mir den Tod seiner Frau an. Sie starb in der Grippezeit. Der Mann schrieb: „Sie ist eine gute, rechte Frau gewesen. Sie war eine brave Mutter. Sie hat immer und überall nach bestem Wissen und Gewissen ihre Pflicht getan. Noch am letzten Tage ihres Lebens hat Theres an Sie gedacht.“ Johanna Siebel.

* * *

Das Recht zu Leben

Von LUDWIG WOLFF

1. Kapitel.

Vom Dach der Fabrik strahlten die Leuchtbuchstaben das Wort „Keridan-Radio“ durch den Regenabend.

Hollbruch sah das Transparent schon aus der Ferne, während er langsam auf das Gebäude zuschritt. Vor der Fabrik machte er halt, blickte auf die Uhr, es war eine sehr altmodische dickbäuchige Uhr, und ging nach der andern Straßenseite hinüber, um zu warten, denn es fehlten noch zehn Minuten auf acht.

Ein dünner Regen fiel, die Wasserpflüzen glänzten im Laternenlicht wie Opale, vom Westen her kam ein zorniger Märzwind.

Hollbruch starrte die lange Front der Fabrik an, deren Fenster dunkel waren. Nur in einer Toreinfahrt brannte eine schwache Lampe, als ob alles Licht für das Dach aufgespart wäre, von dem das Wort „Keridan-Radio“ in die Nacht hinausstrahlte.

Hollbruch stand entrückt da, seine Hände hatten sich in die Manteltaschen geflüchtet, und er spürte Schauer über den Rücken laufen. Es war wie ein undeutbarer Traum, daß man hier im Regen wartete und irgend etwas von diesem düsteren Gebäude erhoffte. Hollbruch hatte ein schweres Herz und fühlte sich mit einemmal sehr matt und müde. Er war von Schöneberg aus der Innsbruckerstraße nach der Köpenickerstraße zu Fuß marschiert, einesteils um das Geld für die Straßenbahn zu sparen, andernteils um die toten Stunden auszufüllen. Dann mußte er plötzlich an seine Frau denken, an den geliebten Kameraden, der das unsagbare Elend dieser letzten Monate so tapfer und unverzagt ertrug, und riß sich wieder hoch. Man hatte kein Recht, schwach und müde zu sein, wenn man für eine Frau kämpfte, ohne die das ganze Leben sinnlos und unnützlich war.

Er ging mit der verbissenen Entschlossenheit eines Soldaten, der aus dem Schützengraben steigt, auf die schwach beleuchtete Torfahrt zu. Aus seiner Loge kam der Pförtner, ein riesenhafter Mann, und fragte drohend:

„Wat wollense denn da?“

„Ich bin zu Herrn Keridan bestellt.“

Der Riese wurde höflich.

„Wartense nen Momentchen, ich will mal fragen.“

In dem ganzen Gebäude war es totenstill. Hollbruch hörte sein Blut rauschen. Die Einfahrt sah wie ein langer dunkler Tunnel aus. Nach einer Weile furrte ein Lift. Durch die geöffnete Tür des Lifts fiel ein heller Lichtschein in den Tunnel.

Ein junger Mensch kam eilig auf Hollbruch zu, grüßte verbindlich und fragte mit übertriebener Höflichkeit:

„Haben Sie, bitte, den Brief bei sich?“

„Hier ist der Brief“, antwortete Hollbruch und holte aus der Tasche das Schreiben hervor, das er von Herrn Keridan erhalten hatte.

Der junge Mann prüfte sorgfältig den Brief, sein Gesicht war von Energie gestrafft, dann sagte er, ohne den Brief zurückzugeben:

„Wollen Sie bitte mit mir kommen.“

Sie fuhren vier Stockwerke hoch und betraten ein nüchternes Vorzimmer, in dem Hollbruch nochmals warten mußte. Der junge Mann ging in das anstoßende Büro, kam nach einer Weile wieder und bat Hollbruch einzutreten.

Hollbruch sah zuerst nichts wie dicke Schleierwolken von Rauch und eine undeutliche Gestalt, die am Schreibtisch saß. Der ganze Raum war von dem schweren süßen Duft türkischer Zigaretten erfüllt, der Hollbruch im ersten Augenblick betäubte.

Der Mann beim Schreibtisch erhob sich. Er war fast ebenso groß wie Hollbruch und hatte eine ebenmäßig schlank Gestalt, schmale Hüften und breite Schultern.

„Ich bin Keridan, Ali Keridan.“

Er hatte die verschleierte Stimme des Zigarettenrauchers mit chronischem Rachenkatarrh.

Als Hollbruch näherkam, konnte er das Gesicht Keridans sehen. Es schien ihm, als ob er niemals einen schöneren Menschen gesehen hätte. Keridan machte den Eindruck eines idealen Filmbeden, den es in Wirklichkeit gar nicht gab und den alle Filmdirektoren der Welt vergebens suchten. Aber trotz ihrer Vollkommenheit erschien diese Schönheit verdächtig und gefährlich und erfüllte Hollbruch mit schwerem Unbehagen.

„Sie sind Herr Hollbruch?“

Hollbruch nickte.

„Haben Sie irgendein Legitimationspapier bei sich?“

„Meinen Paß, Herr Keridan.“

„Sehr gut. Nehmen Sie Paß.“

Keridan öffnete die Tür zum Vorzimmer und sagte zu dem jungen Menschen:

„Ich brauche Sie heute nicht mehr. Sie können gehen.“

Jetzt war es die Stimme eines Mannes, der befehlen konnte.

Erkehrte zum Schreibtisch zurück, setzte sich nieder und wartete schweigend, bis die Tür des Vorzimmers ging.

„Wollen Sie mir Ihren Paß zeigen?“

Hollbruch gab ihm den Paß.

Keridan verglich aufmerksam das Paßbild mit dem Gesicht seines Besuchers. Hollbruch stellte fest, daß Keridan violette Augen und tiefschwarzes glänzendes Haar, eine schmälerrückige Nase und einen wunderbar geschwungenen Mund mit unwahrscheinlich gleichmäßigen Zähnen besaß. So viel Schönheit war geradezu lächerlich und abstoßend.

„Peter Freiherr von Hollbruch“, las Keridan aus dem Paß vor. „Sie sind adelig.“

Hollbruch fuhr mit der Hand durch die Luft, als wollte er etwas durchstreichen.

„Ich mache keinen Gebrauch davon.“

Keridan lächelte ironisch.

„Ich liebe Aristokraten. Ich komme nämlich ganz aus der Tiefe. Mein Vater ist Lastträger gewesen.“ Er las weiter. „Geboren 5. Mai 1896. Sie haben den Krieg mitgemacht?“

„Als Flieger.“

Keridan verzog den Mund.

„Proletarier haben kein Interesse an Kriegen. Aber das ist eine taktlose Privatmeinung, entschuldigen Sie.“ Er gab Hollbruch den Paß zurück. „Besten Dank. Rauchen Sie?“ Er schob ihm eine Schachtel mit Zigaretten zu.

Als Hollbruch den ersten Zug aus der türkischen Zigarette machte, kam ihm mit schmerzender Klarheit zum Bewußtsein, wie tief er abgestürzt war. Er sah sich im roten Rock hinter dem Fuchs galoppieren. Er sah sich als jungen Fliegeroffizier im Krieg. Er erlebte wunderbare Weihnachtsfeste auf dem väterlichen Gut. Er fuhr mit dem schönsten jungen Mädchen von Schleswig-Holstein, das später seine Frau wurde, durch die frühlingssgrüne Altmark.

Die erste anständige Zigarette warf Peter Hollbruch so um, daß seine Augen zu schwimmen begannen.

2. Kapitel.

„Wollen Sie mir von Ihrem Leben erzählen, Herr Hollbruch?“

Hollbruch erwachte, tastete in die Gegenwart zurück und blickte Keridan verwundert an.

„Ich verstehe wohl nicht recht“, sagte er ein wenig hochmütig. „Sie haben durch eine Anzeige in der Zeitung einen Piloten mit eigenem Flugzeug gesucht. Ich bin hier. Warum soll ich Ihnen von meinem Leben erzählen?“

„Das gehört dazu“, Keridan lächelte freundschaftlich. „Aber wie Sie wollen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen von mir erzähle?“

Hollbruch machte eine steife Verbeugung.

„Ich bin vor acht Jahren aus Sowjet-Rußland geflüchtet und bin mit fünf Dollars in der Tasche nach Berlin gekommen.“ Er holte aus seiner Brieftasche einen zerknitterten und sehr schmutzigen Dollarschein hervor. „Hier sind diese fünf Dollars, die mir ein betrunkenen Amerikaner in Tiflis geschenkt hatte.“ Er verwahrte die Note mit großer Sorgsamkeit, als handelte es sich um einen Schatz von unermessbarem Wert. „Ich habe sofort Arbeit gefunden. Als Wagenwäscher in einer Garage. Wollen Sie etwas trinken?“ Er wartete die Antwort nicht ab, stand auf, holte aus dem Wandschrank eine Flasche französischen Cognacs mit zwei Gläsern und schenkte ein. „Der Cognac ist sehr anständig. Garantiert fünfzig Jahre alt. Zum Wohl, Herr Hollbruch.“

Hollbruch trank und hatte das Gefühl, flüssiges Feuer zu trinken. Sein hageres Gesicht rötete sich so plötzlich, als würde er in dieser Sekunde von rotem Licht bestrahlt.

„Ich blieb nur ein paar Wochen Wagenwäscher“, fuhr Keridan fort. „Dann machte ich eine kleine Reparaturwerkstätte für Autos auf. Ich bin immer ein Passler gewesen. Aus der kleinen Werkstätte wurde sehr bald eine große mit fünfzig Arbeitern. Ich verdiente viel Geld und warf mich auf das Droschkengeschäft. Ich hatte in der besten Zeit über zweihundert Taxis laufen und ging dann in Konkurs. Bitte, rauchen Sie, Herr Hollbruch.“ Er gab seinem Besucher Feuer. Hollbruch trank das Glas leer. Er fühlte sich warm und gesichert. Das Leben konnte ihm nicht viel anhaben.

„Ich bin zweimal sehr reich und dann wieder arm gewesen“, erzählte Keridan. „Aber glauben Sie mir, das Geld ist eine durchaus unwirkliche Sache, eine fixe Idee, ein Markotikum, das die ewige Angst der menschlichen Kreatur einschläfert.“

„Sehr schön“, sagte Hollbruch aufgelockert. „Aber es gibt sehr viele Menschen, die sich fetteffen wollen.“

„Es gibt immer genug auf der Welt zum Sattessen. Nur die Verteilung stimmt nicht. Geld kann man nicht essen.“ Er füllte die Gläser von neuem. „Schließlich habe ich mich dem Bau von Radio-Apparaten zugewendet. Radio und Kino sind die letzten Zufluchtsstätten der verelendeten Menschheit. Ich glaube jedenfalls, daß dem Radio die Zukunft gehört. Man muß immer für die Zukunft arbeiten. Gegenwart gibt es gar nicht. Gegenwart wird sofort Vergangenheit.“

„Sie lieben die Paradoxe“, meinte Hollbruch mit einem nachsichtigen Lächeln.

„Ich liebe nichts, nicht einmal mich selber“, erklärte Keridan abweisend.

Na, wie du willst, mein Junge, dachte Hollbruch und fühlte sich sehr überlegen. Dann begann er, ganz plötzlich und unvermittelt, von sich zu erzählen.

„Ich habe nicht so interessante Dinge zu berichten wie Sie, Herr Keridan. Ich bin Gutsbesitzer gewesen, ein einfacher Landwirt, ein Kartoffelbauer. Wir haben unser Gut nicht halten können, mein guter Vater ist ein bißchen leichtsinnig gewesen, nein, das ist nicht das Wort, er ist ein Grandseigneur gewesen und hat nicht begriffen, daß die Zeit für Grandseigneurs vorüber ist. Das Gut wurde zwangsversteigert. Dann begann die Misere. Jetzt sitze ich hier und bin neugierig zu erfahren, was Sie von mir wünschen.“

Keridan fragte ausweichend:

„Sie sind verheiratet?“

„Ja, mit der wunderbarsten Frau der Welt.“ Hollbruchs Augen begannen zu leuchten; er spürte, daß die Zigarette ihn benebelte. „Sie werden das natürlich übertrieben finden, Herr Keridan, aber sie ist wirklich eine großartige Frau. Sie ist die Tochter des Landgerichtsdirektors Fahrenholt aus Kiel, der jetzt schon tot ist. Eine alte Juristenfamilie.“ Er holte eilig aus seiner mit Zetteln und Adressen vollgestopften Brieftasche ein kleines Photo hervor. „So sieht Dieten aus.“

„Dieten? Was ist das für ein Name? Ich habe ihn noch nie gehört?“

„Das ist ein alter holsteinischer Mädchenname, schön, nicht?“

Keridan betrachtete einen Augenblick lang das Photo und sagte gleichzeitig: „Sehr hübsch.“

Hollbruch fühlte sich ein wenig entmutigt, weil Dietens Bild keinen stärkeren Beifall gefunden hatte.

„Jetzt muß ich Sie leider mit einigen geschäftlichen Einzelheiten langweilen.“ Hollbruch nickte entgegenkommend. „Sie sind Flieger und besitzen ein Flugzeug?“

„Ja“, antwortete Hollbruch unsicher. Er konnte schlecht lügen.

„Was für ein Flugzeug ist es?“

„Ein kleines Sportflugzeug, Herr Keridan. Sehr zuverlässig.“

„Wo steht es?“

„In Magdeburg, das heißt bei Magdeburg.“

„Sie können jederzeit darüber verfügen?“

„Jederzeit, Herr Keridan“, erklärte Hollbruch zuversichtlich. Auf Eva Brake konnte man sich unbedingt verlassen.

„Sie können mir darauf Ihr Ehrenwort geben?“

„Mein Ehrenwort, Herr Keridan.“

Keridan lehnte sich zurück, sah in die Luft und schien zu überlegen. Dann zündete er sich eine frische Zigarette an, blickte Hollbruch in die Augen und sagte:

„Ich bitte Sie, mir aufmerksam zuzuhören. Ich bin Russe und besitze einen Mansen-Paß. Diese Fabrik hier, die 650 deutschen Arbeitern Brot gibt, ist mein Werk, aber ich selber bin nahezu rechtlos. Das soll weder eine Klage noch ein Vorwurf sein, ich stelle nur fest.“ Er machte eine kleine Pause. „Ich habe

zum Aufbau dieser Fabrik von zwei Schweizer Freunden ein Darlehen von 800 000 Schweizer Franken erhalten, das am 31. März zurückgezahlt werden soll. Die gegenwärtigen Devisengesetze, deren Notwendigkeit ich durchaus anerkenne, gestatten diese Rückzahlung nicht. Alle meine Bemühungen, von der Devisenzentrale die Erlaubnis der Rückzahlung zu erlangen, sind erfolglos geblieben.“ Er öffnete eine Mappe, die vor ihm auf dem Tisch lag. „Sie können sich von der Wahrheit meiner Angaben überzeugen, hier sind alle Bescheide.“

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Kommunistenprozeß ... und politische Notwendigkeiten.

Am Montagabend begann in Bern die Session der eidgenössischen Räte. Am Montagmorgen wurde in Zürich das Urteil über die angeklagten Kommunisten gesprochen: 5 Freisprüche, 4 Verurteilungen, 7—12 Monate Gefängnis wegen (schlecht bewiesener) „Spanienwerbung“. Die eidgenössischen Räte hören den Bundesrat über die europäische Situation und die ernster gewordene Lage der Schweiz, die Notwendigkeiten, vor denen wir stehen, die Forderungen, die alle Parteien zu begreifen haben, sprechen.

Die Fraktionen werden es leichter als gewöhnlich haben, sich über eine Hauptfrage zu einigen: Ueber die Frage erhöhter Wehrbereitschaft. Die Öffentlichkeit wird alles bejahen, was hier Positives verlangt und vorgeschlagen wird. Nur eines wird sie nicht verstehen: Zaudern, Zögern, bürokratisches Tempo, halbe Maßnahmen. In der unterbewußt wirkenden Angst vor möglichen Geschehnissen wird man schlechter auf Dinge wie das politisch bedingte Zürcher Urteil hören, als dies in gewöhnlichen Zeiten der Fall wäre.

Was ist es mit dem „politischen Prozeß“? Angeklagt sind die Leute, die als Häupter der Kommunisten gelten. Nicht die Partei selbst. Aber es gilt der Partei, die heute nur noch an Bedeutungslosigkeit und sonst gar nicht zunimmt. Im Zentrum der Anklage steht ein Protokoll, das von den Angeklagten als gefälscht bezeichnet wird, und von dem die Verteidiger behaupten, es gebe keinen Beweis für seine Echtheit. Zeugen sind zweifelhafte Burschen, ehemalige Kommunisten und Spanienfahrer. Wenn auf Grund solcher Fakten eine Verurteilung erfolgt, dann, so sagen wir, muß die „Psychologie der Richter“ mehr als gebühlich auf die Waagschale gedrückt haben.

Diese „Psychologie der Richter“ ist aber sozusagen die „Psychologie der Öffentlichkeit“, nämlich jene maßgebende Öffentlichkeit, die heute zwangsläufig die Oberhand gewinnen muß; sie verlangt wie wild das Austreten aller Bewegungen, die der Zusammenballung unseres nationalen Willens entgegenwirken. Spanienfahrer? Wer hat in Spanien noch etwas zu suchen, wo der letzte Mann notwendig sein wird, unsere eigenen Grenzen zu schützen? War etwa die „spanische Demokratie“ unsere Demokratie?

In Zeiten der Angst handelt der Mensch nicht mehr logisch. Und auch Völker tun es nicht mehr; in der Öffentlichkeit regieren nur mehr die Instinkte der Selbsterhaltung. Formale Gerechtigkeit gilt schon fast als Verrat. „Instinkt-Gerechtigkeit“ tritt an ihre Stelle. Es verstummen alle, die an sich Protest erheben möchten gegen Urteile, denen der genügende logische Grund fehlt. Fast teilnahmslos werden Verkürzungen entgegengenommen, die sonst Protesttürme hervorgerufen hätten. Man schart sich zusammen wie die Herde vor dem Wolf. Und wehe dem, der nicht sofort in die geschlossene Front einspringt!

Nach Oesterreich Litauen.

Ein litauisches Blatt schrieb jüngst, als die polnische Bedrohung akut wurde, Litauen habe keinen andern Freund als Sowjetrußland. Man kann aus dieser Neußerung viel schließen. Vor allem ergibt sich daraus die Orientierung des kleinen Staates, der, zwischen Polen und Ost-

preußen eingeklemt, im Rücken das ebenfalls feindliche Bruderland Lettland, mit der Moskauermacht sympathisieren mußte.

Aber gerade diese Sympathien mit dem mächtigen Moskau bildeten für die Polen den Grund, bei gegebener Gelegenheit die Litauer an die Strippe zu nehmen und auf einen Kurs zu verpflichten, der die Bedrohung Polens ausschließt. Man kann lachen: Litauen eine Bedrohung Polens! Der Fall liegt doch so. Falls die Russen überfallartig den polnischen Streifen, der sich zwischen Weißrußland und Litauen nach der Düna hin erstreckt, besetzen und sich mit der litauischen Armee verbinden würden, läge tatsächlich die nördliche Flanke Polens bloß. In jenem schmalen Streifen aber liegt Wilna, die frühere Hauptstadt Großlitauens. Ringsum leben lauter Weiß-Russen, in der Stadt eine mächtige Judentum, ein Restchen Litauer und der Hauptstock Polen. Litauen hat nie auf Wilna verzichtet, bezeichnet es amtlich als seine Kapitale, sieht in Kaunas nur die provisorische Hauptstadt, will keine Beziehungen zu Polen aufnehmen, ehe Wilna wieder in Litauerhänden sei, keinen Gesandten Polens, keine Straßenübergänge, keine Eisenbahnverbindung mit Polen dulden. Die Grenze soll „wilder Westen“ bleiben, auf jeden Grenzübertreter soll geschossen werden.

Das heißt: So sollte es sein nach dem Willen von Kaunas. Heute liegt der Troß der Litauer gebrochen am Boden. Ein befristetes polnisches Ultimatum, hinter dem motorisierte Divisionen standen, erzwang in inneren 48 Stunden das litauische Nachgeben. Sie werden schon am 31. März einen Gesandten in Warschau haben, und ein Pole wird in Kaunas antreten, und ein Vertrag wird vorgelegt werden, und eine litauische Unterschrift wird besiegeln, was unausweichlich erscheint: Daß Wilna polnisch sei, und daß die Litauer auf den Traum ihres alten Großreiches verzichten.

Die Frage steht offen, ob damit nicht eine Entwicklung eingeleitet sei, die das Ende des unabhängigen Litauen bedeute. Die Einverleibung des Ländchens, das ja seinerzeit mit Polen vereinigt gewesen, dessen Großfürsten polnische Könige geworden und Polen die weißrussische und ukrainische Ländermasse in die „Personalunion“ mitgebracht, ist einer der großpolnischen Träume. Der Adel im polnischen Weißrußland und in Wilna besteht ja aus Abkömmlingen polonisierter Litauer ... Daß da ein Volk völlig anderer Art vergewaltigt werden müßte, stört die polnischen Nationalisten wenig. Ihr Gesandter in Kaunas wird als eine Art Resident auftreten; die außenpolitische Orientierung Litauens wird zweifellos der polnischen gleichgeordnet.

Man ist leicht geneigt, zu unterschätzen, was im slavischen Osten geschieht; die Kartenbilder sitzen uns nicht im Kopf wie etwa das österreichische oder tschechische. Aber gerade die Frage einer militärischen Gleichschaltung Litauens mit Polen ist von europäischer Wichtigkeit. Polen nimmt unter seine Hut, was die Russen als einziges Aufmarschgebiet gegen Deutschland benutzen konnten. Oder umgekehrt: Das deutsche Aufmarschgebiet gegen Rußland, von dem aus der Stoß über Lettland nach dem zentralen Rußland zielen konnte, rückt unter polnische Kontrolle. Damit aber erhebt sich die Frage, welche Abmachungen zwischen Deutschland und Polen bestehen. Oder: Ob die Polen von sich aus handeln. Oder ob am Ende weitergehende polnische Erwägungen vorliegen: Eine spätere deutsch-russische Allianz (nach Stalin!), ihrer natürlichen Brücke zum Voraus zu berauben, die baltischen Staaten zu einem Block zu einigen und sich als maßgebende Großmacht zwischen die Kolosse zu drängen.

Der mißtrauische Westen nimmt an, Polen und das Dritte Reich hätten sich verschworen, Rußland anzugreifen. Polen habe vorläufig das litauische Eckland im gemeinsamen Einverständnis neutralisiert, den Russen also einen Trumpf aus der Hand geschlagen. Bei der Rätselfähigkeit des polnischen Spiels kann man auf solche Vermutungen kommen. Stimmt das, dann wird allerlei Schlimmes folgen. Dann muß vermutet werden, die Machthaber an der Weichsel seien auch am tschechoslovakischen Geschäft beteiligt und wüßten bereits, welchen Sektor des Rußlands sie aufessen werden.